

OH  
BOY

The title 'OH BOY' is rendered in a bold, black, sans-serif font. The 'O' in 'BOY' is replaced by a stylized sun with a grey circular center and numerous thin, black, radiating lines extending outwards, creating a sunburst effect.

Männlichkeit\*en heute  
Donat Blum / Valentin Moritz (Hgg.)

kanon verlag

Ein Mann, der sich die eigene Übergriffigkeit eingesteht. Eine non-binäre Person, die ihr Genital nicht googeln kann. Ein Gefangener zwischen Krieger oder Loser. Diese Texte erzählen von männlichem Leistungsdruck, von Männerfreundschaften, Söhnen und ihren Vätern. Sie ergründen die Kapitalisierung von Männlichkeit, beschreiben Intimität und Verlust. Künden von dem gelernten dröhnenden Schweigen, das sich auflöst, sobald sich diese 18 Erkundungen zusammensetzen und ein Moment entsteht, der etwas ausleuchtet und erleuchtend ist. Die erste Bestandsaufnahme ihrer Art von prägenden Autor\*innen der Gegenwart.

*Um die Grundlage für einen möglichst umsichtigen und bewussten Dialog zu schaffen, haben sich die Herausgeber\*innen entschieden, Triggerhinweise (TH) zu den einzelnen Texten zur Verfügung zu stellen. Sie können in den Anmerkungen eingesehen werden.*

# Inhalt

Donat Blum / Valentin Moritz (Hgg.) <b>Vorwort: Oh Boy</b>	6
Kim de l'Horizon <b>A Song of Silence and other Scheiss</b>	11
Philipp Winkler <b>No Sir, I don't like it</b>	18
Dinçer Gücyeter <b>Mein Bro Ahmet, bau dir keinen Thron auf deine Eichel</b>	27
Kristof Magnusson <b>Projekte für Produkte, Konzepte für Konsumgüter</b>	36
Jayrôme C. Robinet <b>Krieger oder Loser</b>	41
Thomas Köck <b>histoires de viande / histoires du monde</b>	54
Donat Blum <b>In der Mitte die Burg, die eine Festung war</b>	66
Friedemann Karig <b>Gigolo</b>	79
Joris Bas Backer <b>Wohin</b>	90
Ozan Zakariya Keskinliç <b>Er war mein Hans Hansen und ich sein Tonio Kröger</b>	107
Michael Fehr <b>Die Rekruten und der Räuberhäuptling</b>	121
Valentin Moritz <b>Ein glücklicher Mensch</b>	125

Daniel Schreiber	
<b>Die schwarze Box</b>	140
Sascha Rijkeboer	
<b>Camping, Cruising, Cumslut</b>	153
Peter Wawerzinek	
<b>Männer</b>	169
Hermes Phettberg	
<b>Szenen aus den Gestionen</b>	175
Hernán D. Caro	
<b>Fragen an meinen Vater</b>	195
Deniz Utlu	
<b>Die Mädchenburg</b>	208
Mithu Sanyal	
<b>Nachwort: Double, Double, Toil and Gender Trouble</b>	222
<b>Über die Autor*innen</b>	228
<b>Anmerkungen und Triggerhinweise</b>	234

## Vorwort Oh Boy

Ein Mann ist ein Mann ist ein Mann. Zackbumm. Ein Geschöpf wie der Faustschlag auf eine Resopaltischplatte, eine dampfende Versorgermaschine in Theweleit'schem Körperpanzer<sup>1</sup>, erfüllt von heiligem Zorn, dominant in jeder Lebenslage.

Eine einzige Tautologie.

Die durch queer-feministische Emanzipationskämpfe zum Glück ins Wanken geraten ist: Männer wurden zum »verunsicherten Geschlecht«. Männlichkeit sei in der Krise, hieß es. Sie wurde mit Toxizität oder Fragilität assoziiert, woraufhin ein Heer gekränkter Männer auf die Barrikaden ging und zum Gegen-schlag ausholte, während die weniger Fanatischen schwiegen. Ob aus Höflichkeit oder Angst, auf jeden Fall mangelte es an Bereitschaft zu einem selbstkritischen Dialog seitens derer, die von den herrschenden patriarchalen Strukturen am meisten profitierten. Entsprechend fehlen Bilder von neuen Männlichkeit\*en bis heute.

*»Wenn sich die Männer ihrer Art zu leben nicht bewusst werden, wird die Befreiung der Frau nie stattfinden.«* (Annie Ernaux)

Es war im Dezember 2021. Wir saßen in einer Bar in Neukölln und tauschten uns über unser zwiespältiges Verhältnis zum Literaturbetrieb aus, über unser Schreiben und das Schreiben der Anderen. Draußen, jenseits der beschlagenen Fensterfront, zogen vermummte Gestalten vorbei, es herrschte Berliner Winter. Hier drinnen jedoch begannen unsere Köpfe zu glühen: Auf gewundenen Pfaden entwickelte sich die Vorstellung eines gemeinsamen Buches, und zwar eines, das dem nachkommen würde, was unter anderen Annie Ernaux forderte. Die Idee:

Autor\*innen, die irgendwann im Leben eine männliche Sozialisation durchlebt, sich als Mann gefühlt hatten oder fühlten, sollten über ihr Erleben von Männlichkeit\*en schreiben. Für das Nachwort wollten wir eine Frau gewinnen, die diese Innenperspektiven kontextualisiert. OH BOY sollte das Buch heißen, denn, *oh boy!*, es würde mehr Fragen aufwerfen als Antworten liefern: Wie wurden wir zu »Männern« gemacht? Von welchen Männlichkeitsidealen wurden wir geprägt? Warum grenzen wir uns von einigen ab und lassen andere gelten? Was macht das mit uns, mit unseren Freund\*innen, Familien und mit der Gesellschaft?

Ich, Valentin, kam zu diesem Zeitpunkt gerade aus einer langjährigen heterosexuellen Beziehung. Wie sehr ich darin klassisch »männliche« Verhaltensmuster bedient hatte, wurde mir erst nach und nach bewusst. Anstatt darauf zu hören, was meine damalige Partnerin und ich wirklich wollten, hatte ich viel zu oft geglaubt, einem bestimmten Bild von mir als Mann entsprechen zu müssen. Nachdem wir die Beziehung aufgelöst hatten, begann ich, mich gezielter mit Feminismus und kritischer Männlichkeit zu beschäftigen, las Bücher von Margarete Stokowski, bell hooks oder Jens van Tricht und tauschte mich mit meinem Umfeld darüber aus. Das war gut. Denn mit der Zeit verstand ich, wie mich das Patriarchat neben all den Vorteilen, die es mit sich brachte, auch einschränkte. Es ist schade, dass ich erst mit fast Mitte 30 so weit war, mich diesen Herausforderungen zu stellen.

Schaue ich, Donat, zurück, habe ich mich nie so wirklich als Mann gefühlt. Die Attribute »schwul« und »queer« sagen viel mehr über mich aus – über meine Wünsche, über meine herrschaftskritische Weltsicht, über das, was mir am Herzen liegt, heute und damals. Dass ich als junger Mensch der Zuschreibung »Mann« trotzdem kaum widersprochen habe, lag an der Bequemlichkeit: Im Männlichkeitstheater mitzuspielen, war der Weg des geringsten Widerstands – und eröffnete mir den Zugang zu

weitreichenden Privilegien. Aber auch das Gegenteil stimmte: Männlichkeit ist für mich erfahrungsgemäß mit Gewalt verknüpft. Und ich wollte dem Patriarchat nicht den Gefallen tun, Menschen wie mich kurzerhand aus der Kategorie »Mann« auszuschließen. Geschlecht ist komplexer als Bienchen und Blümchen. Oder wie es Mithu Sanyal im Nachwort in Anlehnung an Simone de Beauvoir formuliert: »Man wird nicht als Mann geboren, man wird dazu gemacht.« Es gibt keine Männlichkeit, höchstens Männlichkeit\*en. Und da gehören viel mehr Menschen und Facetten dazu, als es gängige (Vor-)Bilder auch heute noch suggerieren.

Also beschlossen wir: Ein Buch muss her! Kein monolithisches, durchgestyltes Werk einer einzelnen Expertenperson, keine altväterliche Ich-erklär-euch-die-Welt-Lektüre. Keines, das die eine Wahrheit proklamiert, keine abschließende Analyse. Sondern eines, das in bester literarischer Tradition Stoffe und Erfahrungswissen aus unterschiedlichen Perspektiven zusammenträgt. Eine Geschichtensammlung, in der sich die Beitragenden bei größtmöglicher Freiheit, auch in sprachlicher und stilistischer Hinsicht, dem Thema Männlichkeit annähern. Ein Debattenbuch, das Raum schafft, um darüber nachzudenken, welche Männlichkeit\*en es heute gibt und welche neuen Spielarten sich ausmalen ließen. Eines, bei dem Gespräche über die Vielfalt von Männlichkeit ihren Anfang nehmen können.

Und tatsächlich staunten wir nicht schlecht, wie sehr wir bei den Autor\*innen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich offene Türen einrannten, die wir alle viel zu lange für verschlossen gehalten hatten.

Donat Blum und Valentin Moritz im Februar 2023

## In der Mitte die Burg, die eine Festung war

Zuerst dachte ich noch, es sei ein Gefühl von zuhause, diese Melancholie, die sich im Wald auf den Hügeln hinter dem Haus meiner Eltern einstellte. Der süsse Duft von geschlagenem Holz, das am Wegrand aufgeschichtet lag, und der alte Schnee auf den Ästen, der in der Sonne glitzerte. Dann bog ich um eine Ecke und erinnerte mich an etwas, von dem ich nicht auf Anhieb sagen konnte, was es war. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich diesen Waldweg kannte, ob ich wusste, wo die Schotterstrasse hin- und wieder aus dem Wald herausführte?

Doch, dort hinten, im Unterholz sassen wir einmal während der Bibelkunde. So hiess eine der Aktivitäten in der Cevi, dem christlichen Verein junger Männer, die schweizerische Variante von YMCA, in deren Rahmen wir an Samstagnachmittagen durch den Wald am Rande der kleinen Kleinstadt strolchten, Feuer machten, und in 80 Tagen um die Welt oder eine Räubergeschichte nachspielten.

Es war Mitte der 90er-Jahre, und die Sektion meiner Cevi war besonders evangelikal. Die Gruppenleiter diskutierten darüber, ob man den Teufel hörte, wenn man einen Beatles-Song rückwärts abspielte, und weniger leidenschaftlich auch darüber, ob »Männer« in »CVJM« durch »Menschen« ersetzt werden sollte. Während die Gruppenleiterinnen nickten, bastelten oder schwiegen.

Was auf jeden Fall nicht zur Debatte stand, war, dass Jungs und Mädchen strikt getrennt zu halten seien:

Dass die Zelte der Jungs im Sommerlager auf dieser Seite des Baches zu stehen hatten und diejenigen der Mädchen auf jener.



Dass es bei den Nachtübungen für Jungs auch mal härter zugehen durfte, während sich Mädchen gemäss ihrer Leiterinnen schon bei einer Gruselgeschichte fürchten würden.

Und dass Sex vor der Ehe sündhaft sei wie auch Homosexualität. Wobei sich Ersteres mit gebührender Distanz zwischen den vermeintlich zwei Geschlechtern verhindern liess, während Zweiteres gar nicht erst in Frage kam. Schliesslich würde Homosexualität in unserem Verein offensichtlich niemanden betreffen, höre ich den Abteilungsleiter heute noch sagen. Er deutete auf mich und meine Kollegen, eine »Männer«-runde, in der wir nach einer Wildwasser-Schlauchbootfahrt vor dem Biwakzelt um ein Feuer sassen.

Vorsichtig setzte ich meine Stadtturnschuhe auf die Schotterstrasse. Das Schmelzwasser war an einigen Stellen gefroren. Ich hielt mich am Damen-E-Bike fest, das ich mir von meiner Mutter ausgeliehen hatte und mit angezogenen Bremsen vor mich her schob. Ja, jetzt erinnerte ich mich wieder: Bei einem der beiden Bauernhöfe, die es hier oben gab, würde der Weg zurück auf die geteerte Hauptstrasse führen.

Schritt für Schritt setzte sich vor meinem inneren Auge die Karte meiner Kindheit und Jugend zusammen: Auf dieser Lichtung hatten wir einen 20 Meter hohen Turm gebaut. Hier hatten wir mit Indiana Jones den verlorenen Schatz gesucht. Dort einen morschen Baum angezündet. Und hier einen anderen mit einer Machete verletzt, wofür wir ihn zur Strafe auf eigene Kasse verarzten mussten. Alle aus meiner Cevi-Gruppe beteiligten sich an den Kosten für die klebrig grüne Paste, die wir auf das handteller-grosse Loch in der Baumrinde schmierten. Alle, ausser der »kleine König«, der stur behauptete, zwar dabei gewesen zu sein, aber nicht zugeschlagen zu haben.

Vielleicht lag es am Wetter und an den dicken Wolken, die sich plötzlich vor die zarte Sonne schoben: Aber es war gar nicht Melancholie oder Nostalgie, die sich in diesem Wald hinter dem Haus meiner Eltern eingestellt hatten. Es waren Schmerz und Trauer, die an einem der letzten Wintertage in mir hochstiegen. Das Gefühl, nicht zu genügen. Nicht genug »Mann« zu sein.

Weil ich zu wenig schwere Baumstämme für den Turmbau heranschleppen konnte.

Weil ich auf der Jagd nach dem verlorenen Schatz schneller ausser Atem kam als die anderen.

Weil ich mich weniger hoch zu klettern traute.

Weil ich den Weg nicht kannte.

Weil ich als Einziger die Knotenprüfung nicht bestand: Bis zuletzt hoffte ich, die »Gruppenführer« würden ein Auge zudrücken. Aber mein Name fiel nicht, als die »Abzeichen« verliehen wurden, die fortan alle ausser mir stolz auf ihrer blauen Uniform trugen, während ich meine von nun an aus Scham, wann immer möglich, zuhause liess.

Oder weil ich beim Raufen unterlag und mich mit dem Gesicht im Dreck, als sie mich mit Zeltheringen an Händen und Füssen angebunden auf den Boden »gepflockelt« hatten, nur noch mit Tränen zu wehren wusste.

Ich musste oft geweint haben in der Cevi, der dieser Wald auf meiner inneren Karte zu gehören schien. War ich ein weinerliches Kind, »ein Mädchen«, wie ich immer mal wieder zu hören bekam? War ich sensibler als andere, weil ich spürte, dass ich anders war, nicht so wirklich »ein Mann«? Kam es daher, dass ich mich nie so ganz zugehörig fühlte? Oder brennen sich schmerzvolle Erfahrungen nur tiefer in die Hirnrinde ein als beglückende, und auch den kleinen Königen widerfuhren derartige Hänseleien?

Hänseleien von Jungs, die keine Rücksicht auf »Schwächere« nehmen wollten, kein Auge zudrücken, nicht weich sein, einen nicht motivieren und ganz bestimmt nicht, weder physisch noch metaphorisch, an die Hand nehmen wollten?

»Sei nicht so ein Weichei!«

»Heulsuse!«

»Sei kein Mädchen!«

Hänseleien, in die auch ich miteinstimmte, wenn ich mir dadurch einen Ausweg aus der eigenen unterlegenen Position erhoffte: Beispielsweise gegenüber Jenny, die wir auf Anraten unseres Primarlehrers – ein Mann, was für ein Privileg! – »Böhgi« nannten, damit sie aufhören würde, ihre »Böhge«, ihre Popel, zu essen. Oder gegenüber Andrea, einem Jungen mit italienischem Vater, den wir mit »Andrea, die Weibliche!«-Rufen über den Pausenhof jagten, in felsenfester Überzeugung davon, dass echte Männer, »tapfere und mannhafte«, Andreas – mit einem scharfen S am Ende – heissen sollten. Rassismus und Sexismus in einem.

Der Schnee lag schwer auf den Ästen, die tief zu Boden hingen. Seltsam, dass ich heute zum ersten Mal zu bemerken schien, wie sehr diese Landschaft, diese sanften Hügel und Wälder hinter meinem Elternhaus mit Schmerz und Trauer beladen waren. Zumindest in diesem Moment konnte ich keine wohlwollenden, warmen Erinnerungen, keine Erinnerungen von Geborgenheit, von Zusammenhalt, Liebe oder Zärtlichkeit in mir finden.

Vielleicht das Nielen-Rauchen mit zwei, drei der anderen Jungs dort hinten beim grossen Findling in der Klus? Die Hütten, die wir dort aus Fallholz und frischen, noch dehnbaren Ästen bauten? Die Feuer, in denen wir büschelweise grüne Blätter verbrannten,

damit wir im dicken Rauch wie Michael Jackson im Kunstnebel tanzen konnten?

»Sicher nicht Michael Jackson: Der ist doch schwul!«

Nein, auch dann wurde mit Ausschluss und Gewalt zum Verstummen gebracht, was nicht vorgesehen war. Meine Kindheit und Jugend fühlte sich an wie das Wählen im Turnunterricht. Über allem lag die Angst, als Letzter einen der gelben oder roten »Bündel« ausgehändigt zu kriegen. Die Angst, nur wenn es unausweichlich sein würde, als zugehörig markiert zu werden. Der aussichtslose Kampf dagegen, der Stress, sich so anzupassen, damit das nicht schon wieder geschah.

Der Weg war abschüssig geworden. Bald sollte der Bauernhof in mein Sichtfeld rücken, wo damals ein Klassenkollege wohnte, mit dem ich gerne befreundet gewesen wäre, aber nicht befreundet sein konnte, weil er bereits mit dem kleinen König befreundet war. Dem blonden, blauäugigen Jungen, den die Erwachsenen und Mädchen »kleiner Prinz« nannten, womit sie ihn, meist ohne es zu merken, auf den Thron hoben, von dem aus er nach Lust und Laune den Daumen hob und senkte.

»Du, jetzt du, jetzt du, du nicht.«

Mit Stupsnase und Pilzfrisur spielte der kleine König die Hauptrolle im Schultheater, war Klassensprecher, schrieb die besten Noten, rannte schneller und kämpfte flinker. Er konnte alle Knoten, noch bevor ich mir ihre Namen hatte merken können. Und wie alle kleinen Könige, von denen es in jeder Klasse und Gruppe einen zu geben schien, wusste er bereits in der Spielgruppe, dass er heiraten, drei

Kinder zeugen und wie sein Vater Wirtschaft oder Medizin oder Ingenieurswesen studieren würde, um eines Tages dessen mittelständiges Unternehmen weiterzuführen und auch in Zukunft mit einem gehobenen oder gesenkten Daumen darüber entscheiden zu können, wer in der kleinen Kleinstadt dazugehörte und wer nicht.

Rund um den Bauernhof war der Schnee geräumt worden. Ich stieg wieder aufs Rad. Vermutlich war die Schotterstrasse hier sogar gesalzen.

Als mich der kleine König Anfang zwanzig zu seiner Verlobung einlud, sagte meine Grossmutter: »Fahr nicht hin, wenn du keine Lust hast! Er war nicht gut zu dir. Ich sehe heute noch vor mir, wie oft du wegen ihm weinend nach Hause gekommen bist. Ich mochte ihn nie.«

Und sie hatte recht. Ich hatte keine Lust: Mir graute es davor, in dem mittelalterlichen Keller in der kleinen Kleinstadt auf all diese jungen Männer zu treffen, die mein Aufwachsen dominiert hatten. Auf all diese kleinen Könige, seine Brüder und Kollegen, die während meiner Kindheit als Bandenanführer und während meiner Jugend als Mitglied einer der drei Kleinstadt-Bands darüber bestimmten, wer cool war und wer nicht.

Wer in den Bandraum eingeladen wurde.

Wer am meisten Bier trinken konnte, bevor er kotzte.

Wer wie viele Haare am Sack hatte.

Wer sich besser, also schlechter oder angepasster, zu kleiden wusste, auf keinen Fall »schwul«, was in einer kleinen Kleinstadt mit »trendy« oder »modisch« gleichgesetzt wurde.

Wer sich während der »grossen Pause« im Gymnasium wo aufzuhalten hatte.

Wer freitags mit wie vielen Freunden bei der »Discotime« aufkreuzte, der wöchentlichen Party im lokalen Kulturzentrum.

Wer grober sein konnte, ohne sich dafür zu schämen.

Wer etwas von »Chicks« zu berichten wusste, ohne »es« in den Boys-Only-Bandraum »mitzuschleppen«.

Die Produktion sei auf Bio umgestellt worden, stand auf einem Schild vor dem Hofladen mit Selbstbedienung. Auch an der kleinen Kleinstadt war der Fortschritt nicht spurlos vorübergegangen.

Trotz des Rats meiner Grossmutter fuhr ich zur Verlobungsfeier. Genauso wie ich als Kind nie aufgehört hatte, um die Gunst des kleinen Königs zu kämpfen.

Vielleicht, weil es keine Alternativen gab in der kleinen Kleinstadt.

Vielleicht, weil er mir in der Spielgruppe zugelost worden war und ich dachte, dem Schicksal müsse man sich fügen.

Vielleicht, weil mir Macht über andere nicht so viel bedeutete wie ihm und ich bereit war, mich für einen »Bündel« unterzuordnen.

Vielleicht, weil ich glaubte, ich müsste mich nur mehr anpassen, dann würde ich irgendwann akzeptiert.

Vielleicht, weil ich bei ihm Schutz suchte. Schutz vor ihm.

Ich löste die Bremsen und fuhr in vollem Tempo den Hügel hinunter. Der kalte Wind wehte mir um den Kopf und in den Kragen. Bis ich zurück ins Wohngebiet mit den grünen Fensterläden und den blauen Markierungen auf den Bürgersteigen gelangte, wo Müllbeutel exklusiv zur Abholung bereitgestellt werden durften. Und wo das Haus meiner Eltern und das Haus des kleinen Königs an derselben Strasse lagen.

Wobei der kleine König einen Unterschied geltend machte, da die Strasse in der Mitte durch eine Kreuzung geteilt wurde: Ihre Seite sei die ältere, sagte er, das Original. Und unsere die schlechte Kopie. Entsprechend seien wir nicht zu den Quartierspielen einzuladen. Zu klein seien unsere Gärten, zu wenig bürgerlich unsere Häuser, zu durchmischt unsere Nachbarschaft, wo auf jedem der drei Stockwerke eine andere Familie wohnte und nicht wie in ihrem Teil in jedem Haus nur eine.

Ich musste an die kleine Revolution denken, die hier einmal stattgefunden hatte. Wir, drei Schulkinder mit Schulrucksäcken aus biologisch nachhaltigem Leder, wollten uns nach dem Unterricht voneinander verabschieden, als der kleine König Fränzi ein Ultimatum stellte: Sie müsse sich jetzt für ihn oder mich entscheiden. Sie könne nicht mit zwei Jungs gleichzeitig befreundet sein.

Ich sah sein Gesicht vor mir, als sein kleines Königreich für einen halben Tag in sich zusammenbrach. Die Frage sei unfair, sagte Fränzi: »Wenn ich diese wirklich beantworten muss, dann entscheide ich mich für ihn.« Sie zeigte auf mich, während der kleine König auf dem Absatz kehrt machte und wutentbrannt nach Hause stürmte.

Ich stellte das rote Fahrrad meiner Mutter zurück in ihren Garten und musste lachen, wie sehr mich diese Erinnerung noch heute mit Genugtuung erfüllte.

Nicht nur, weil der kleine König für kurze Zeit vom Thron gestossen worden war, sondern auch, weil die vermeintlichen, binären Naturgesetze für einen Moment ausser Kraft gesetzt worden waren, so, wie ich es mir immer ausgemalt hatte, wenn ich einen Rock meiner Schwester trug, weil es sich darin schöner tanzen

liess, oder ich im Sommerlager lieber mit Mädchen und Jungs am romantischen Feuer sass und über Gott und die Welt redete, als auf einer möglichst hohen Bergspitze nur von einer Militärbloge vor Wind und Wetter geschützt, im Schnee zu schlafen: Es gab eben doch nicht nur ein Entweder-Oder. Mädchen konnten Mädchen, und Jungs konnten Jungs gerne haben. Auch mehrere. Mädchen konnten Jungs sein und Jungs Mädchen. Und vielleicht sogar beides, etwas ausserhalb oder dazwischen.

Nur, wirklich leben, konnte ich das in der kleinen Kleinstadt, in der sich selbst im Gymnasium, der neben dem Lehramt höchsten Bildungsstufe des Kantons, Mädchen und Jungs noch weitgehend getrennt aufzuhalten hatten, nicht:

Es reichte, einem Mädchen hallo zu sagen, damit die kleinen Könige, die sich zusammen mit dem allgemeinen Testosteronspiegel auf wundersame Weise immer weiter zu vermehren schienen, um die Ecke kamen und fragten:

»Ist das deine Freundin? Seid ihr zusammen? Mir kannst du es sagen. Wichst du auf sie? Hast du ihre Titten schon angefasst? Sind sie geil? Was findest du *hot* an ihr? Oder bist du etwa schwul?«

Homosexualität als positives Identitätsangebot war in der kleinen Kleinstadt ungefähr so verbreitet wie der Zugang zum Internet. Einzig um Alternativen ausserhalb binärer Geschlechternormen stand es noch arger.

Jeden Morgen fuhr ich mit dem Rad in die mittelalterliche Altstadt hinunter, wo das Gymnasium zusammen mit einer Burg auf dem Hügel thronte, und bangte darum, ob ich mich in der Pause vielleicht doch einmal zu den coolen oder wenigstens zu



irgendwelchen Jungs dazugesellen dürfen würde. Oder darum, ob sich am Nachmittag einer der Nachbarn, oder zumindest mein älterer Bruder, meiner erbarmen würde, damit ich nicht schon wieder wie ein »Loser« alleine zum Haus meiner Eltern hochstrampeln musste.

Genaugenommen war die Burg neben dem Gymnasium eine Festung. Ihr grosses steinernes Gewölbe, die Kasematte, und die darüberliegende Zinne waren nicht so konstruiert worden, dass dort Ritter und Burgherren wohnen konnten, sondern so, dass sich im Falle eines Angriffes ein Teil der Stadtbevölkerung in ihr hätte verschanzen können. Ich ahnte – und blicke ich heute vom Hügel hinter dem Haus meiner Eltern auf die kleine Kleinstadt hinunter, ist aus der Ahnung eine historisch erhärtete Gewissheit geworden – dass ich als einer der Ersten aus dem Schutzraum vertrieben worden wäre und noch immer würde. Und als mir endlich Schamhaare wuchsen, dämmerte mir langsam, dass es nicht wegen meiner vermeintlichen Unterlegenheit war, nicht wegen meiner vermeintlichen körperlichen Schwäche oder der noch nicht gebrochenen, hohen Stimme, über die sich mein Bruder gerne mokierte, dass ich nicht so recht zwischen diese mittelalterlichen Mauern passte. Und ich beschloss, während ich zu Trance Musik weinend unter meiner Discokugel lag, dass ich nie wieder unhinterfragt Regeln folgen wollte. Dass es das war, was mich zugrunde richtete.

Ich realisierte:

Ich wollte da nicht mehr rein, in diese Räume mit dem schematischen Männlein an der Tür.

Ich wollte nicht mehr danach bewertet werden, ob ich meine Sportsachen in einer Plastiktüte oder einer Fussballtasche zum Sportunterricht mitbrachte.

Ich wollte nicht mehr meiner Unterhose nachrennen, die mir einige Jungs weggenommen hatten. Oder für meinen gelben Pullover aufgezogen werden.

Ich wollte keine Bälle mehr an den Kopf geworfen bekommen oder mit meinem vier Jahre älteren Bruder das Spiel spielen, bei dem ich mich an die Wand stellen musste, um mich »abknallen« zu lassen.

Ich wollte keine Liegestütze mehr machen, während der Sportlehrer uns mit den Worten anfeuerte, wir sollten uns vorstellen, eine Frau liege unter uns.

Ich wollte beim Duschen keine abschätzigen Kommentare mehr über meinen Körper hören.

Ich wollte nicht mehr auf Zärtlichkeiten verzichten, weil Zärtlichkeit unter Männern und Jungs – wer hört es nicht in den eigenen Ohren? – »schwul« sei und mann Zärtlichkeit ausschliesslich bei penetrativem Sex mit Frauen erleben könne.

Ich wollte nicht mehr akzeptieren, dass die einzige Möglichkeit, von einem anderen Mann berührt zu werden, Gewalt war.

Und ich spürte, ich musste so schnell wie möglich weg aus dieser kleinen Kleinstadt, um ihre verinnerlichten, von kleinen und grossen Königen in Auftrag gegebenen und von ihren Untertaninnen mitgetragenen Mauern, in mir einzureissen.

Ich ahnte, und später, vielleicht sogar erst auf der kleinen Fahrradtour durch den Wald auf den Hügeln hinter dem Haus meiner Eltern, verstand ich:

Männlichkeit ist Herkunft.

Männlichkeit ist die Erinnerung an meinen Grossvater, den ich als Kind im Badezimmer überrascht hatte, wie er im Waschbecken

seinen Penis reinigte, »wegen den Krankheiten«, und der mich Hasenfuß schimpfte, weil ich nicht Skifahren wollte.

Männlichkeit sind die Betten, die nach meinem pubertären Bruder riechen. Nach verkorkster Sexualität. Nach saurem Bier und stolzem Furz.

Männlichkeit sind Männer wie mein Vater, die darauf beharren, im Stehen zu pinkeln, je nach Lust und Laune mit oder ohne hochgeklappter WC-Brille und auf jeden Fall ohne die Spritzer links und rechts wegzuwischen, weil sie wissen, dass es jemand anderes, ziemlich sicher eine Frau, für sie tun wird.

Männlichkeit ist der zugeloste Teamkollege, der mich beim Kartenspiel anschreit, weil ich, der\_die Anfänger\*in, ihm den Sieg vermiesen würde.

Männlichkeit ist Wettbewerb.

Männlichkeit ist das Abstreiten von Schwäche und das Abwerten von Hilfsbedürftigkeit.

Männlichkeit ist die zelebrierte Unfähigkeit zur Empathie.

Männlichkeit ist Zugehörigkeit, und zugehörig zu diesem Konzept fühlte ich mich nie.

Wobei:

Ich liebte es, als Kind Krawatten und Anzüge zu tragen. Die phallichsten aller Kleidungsstücke. Jedes Weihnachten schenkte mir

meine Grossmutter eine neue Krawatte, die ich mir zum Neujahrsbesuch stolz umband.

Ich liebte es, mit Autos zu spielen, und wollte Bauer oder Busfahrer werden, bin schon mit Traktoren gefahren und fahre noch heute gerne Autos, am liebsten schnittig-elegante, am liebsten einen Audi A8 und lieber einen Benziner als einen elektrisch Angetriebenen.

Ich liebe es, viel zu reden, fürchte mich nicht, in Gruppen das Wort zu ergreifen, und glaube, eine Antwort auf alles zu haben. Manche Freundinnen sagen, ich liebe es, zu »besserwissern«. Und wenn es besonders nervt: zu mansplainen.

Und ich kaufte mir, als ich mit 19 Jahren aus der kleinen Kleinstadt weg- und in eine WG mit zwei Frauen zog, als Erstes eine grüne Bohrmaschine.

#### **ERSTVERÖFFENTLICHUNG**

# Anmerkungen und Triggerhinweise

Die unter TH (Triggerhinweise) aufgeführten Oberbegriffe benennen nach bestem Wissen und Gewissen sensible Inhalte, die in den jeweiligen Texten unvermittelt auftauchen, explizit dargestellt und/oder diskutiert werden.

## **Donat Blum / Valentin Moritz: Vorwort – »Oh Boy«**

TH: *keine*

- 1 Klaus Theweleit: *Männerphantasien*, Matthes & Seitz Verlag, Berlin, 2019, S. 628.

## **Kim de l'Horizon: »A Song Of Silence And Other Scheiss«**

TH: *Queer- und Transfeindlichkeit*

## **Philipp Winkler: »No Sir, I don't like it«**

TH: *Bodyshaming, Homophobie, Misogynie, Mobbing*

## **Dinçer Gücyeter: »Mein Bro Ahmet, bau dir keinen Thron auf deine Eichel«**

TH: *Homophobie, Krieg, Misogynie, Rassismus, sexualisierte Gewalt*

## **Kristof Magnusson: »Projekte für Produkte, Konzepte für Konsumgüter«**

TH: *keine*

## **Jayrôme C. Robinet: »Krieger oder Loser«**

TH: *Krieg, Misogynie, sexualisierte Gewalt*

- 1 Pierre Bourdieu: *Die männliche Herrschaft*. Übers. von Jürgen Bolder. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2020.
- 2 Virginie Despentes: *King Kong Theorie*. Übers. von Barbara Heber-Schärer und Claudia Steinitz. Kiepenheuer und Witsch, Köln, 2018.
- 3 Bundeskriminalamt: Dritter Periodischer Sicherheitsbericht, 2021, S. 48. [https://www.bka.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/JahresberichteUndLagebilder/PeriodischerSicherheitsbericht/psb03Lang.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=6](https://www.bka.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/JahresberichteUndLagebilder/PeriodischerSicherheitsbericht/psb03Lang.pdf?__blob=publicationFile&v=6)
- 4 Richard Wright: *Sohn dieses Landes*. Übers. von Klaus Lambrecht. Kein & Aber, Zürich, 2019.
- 5 Virginie Despentes: *King Kong Theorie*. Übers. von Barbara Heber-Schärer und Claudia Steinitz. Kiepenheuer und Witsch, Köln, 2018.
- 6 Joan Riviere: *Weiblichkeit als Maskerade*. Übers. von Ursula Rieth. In: Weissberg, Liliane (Hg.): *Weiblichkeit als Maskerade*. Fischer, Frankfurt am Main, 1994, 34–47.

7 <https://geschichtedergegenwart.ch/maenner-als-beschuetzer-frauen-als-beschuetzte-der-krieg-als-herausforderung-fuer-den-ukrainischen-feminismus/>

**Thomas Köck: »histoires de viande / histoires du monde«**

TH: *Misogynie, Sex, sexualisierte Gewalt*

**Donat Blum: »In der Mitte die Burg, die eine Festung war«**

TH: *Homophobie und Queerfeindlichkeit, Mobbing, Rassismus*

**Friedemann Karig: »Gigolo«**

TH: *sexualisierte Gewalt, Tod*

**Joris Bas Backer: »Wohin«**

TH: *Transfeindlichkeit*

**Ozan Zakariya Keskinliç: »Er war mein Hans Hansen und ich sein Tonio Kröger«**

TH: *Homo-, Bi- und Queerfeindlichkeit, Misogynie, Mobbing, Rassismus, Sex, sexualisierte Gewalt*

1 Thomas Mann (1903 [1963]): *Tonio Kröger*. In: *Sämtliche Erzählungen*, Fischer Verlag, Frankfurt. S. 215.

2 ebd., S. 214.

3 zit. nach Siefkin Hinrich (1981): *Thomas Mann: Goethe — »Ideal der Deutschheit«*: Wiederholte Spiegelungen 1893–1949, München. Fink. S.75.

4 Mann (1903 [1963]): *Tonio Kröger*. S. 219.

5 ebd., S. 214.

6 ebd., S. 260.

7 ebd., S. 265.

8 zit. nach Veronika Fuechtner (2020): *The Magician's Mother: A Story of Coffee, Race, and German Culture*, <https://www.youtube.com/watch?v=gXgnNcWNus>

**Michael Fehr: »Die Rekruten und der Räuberhäuptling«**

TH: *Gewalt, Mobbing*

Dieser Text ist Teil des Erzählbandes *Hotel der Zuversicht: Erzählungen* von Michael Fehr. Verlag Der gesunde Menschenversand, Luzern, 2022.

**Valentin Moritz: »Ein glücklicher Mensch«**

TH: *Misogynie, sexualisierte Gewalt*

**Daniel Schreiber: »Die schwarze Box«**

TH: *Homophobie, Misogynie, Queerfeindlichkeit*

**Sascha Rijkeboer: »Camping, Cruising, Cumslut«**

TH: *Gewalt, Homophobie, Misogynie, Queer- und Transfeindlichkeit, Sex*

**Peter Wawerzinek: »Männer«**

TH: *Misogynie, Rassismus*

**Hermes Phettberg: »Szenen aus den Gestionen«**

TH: *Ableismus, Bodyshaming, Depression, Homophobie, Mobbing, Selbstverletzung, Sex*

»Was die Kurzatmigkeit des Twitters ist, ist in totaler Langatmigkeit das Gestionieren«, so beschreibt Hermes Phettberg seine unbändige Schreibroutine, die seit 2007 auf [www.phettberg.at/gestion.htm](http://www.phettberg.at/gestion.htm) nachzulesen ist. Für *Oh Boy* stellte er Szenen aus den *Gestionen* der Jahre 2015 bis 2021 sowie einige Passagen aus *Hundert Hennen. Katechesen und Predigtendienste* (2004) zusammen und gibt so einen Einblick in sein Leben als Liebender, Zweifelnder, »Elender« – und als Mann.

**Hernán D. Caro: »Fragen an meinen Vater«**

TH: *Tod*

**Deniz Utlu: »Die Mädchenburg«**

TH: *Misogynie*

**Mithu Sanyal: Nachwort – »Double, Double, Toil and Gender Trouble«**

TH: *Misogynie*

- 1 Fake News! Ich habe seit drei Jahren keine Seminare mehr zu Gender Studies gegeben. Es besteht also die Möglichkeit, dass sich das inzwischen geändert hat.
- 2 Jaclyn Friedman: *Toxic Masculinity*. Auf: The American Project. vom 13.3.2013
- 3 Vergleiche: Terrence Real: *I don't want to talk about it. Overcoming the secret legacy of male depression*. Scribner: 2003; S. 121.
- 4 Vergleiche: Beverly I. Fagot: *The Influence of Sex of Child on Parental Reactions to Toddler Children*. In: *Child Development*, Vol 49, No 2: Juni 1978; S. 459–465.
- 5 BBC 2: *No More Boys And Girls: Can Our Kids Go Gender Free?* 16.8.2017.
- 6 Terrence Real, a.a.O.; S. 122, vergleiche John Condry und Sandra Condry: *Sex Differences. A Study of the Eye of the Beholder*. In: *Child Development*, Vol. 47, No 3: September 1976; S. 812–819.
- 7 Terrence Real, a.a.O.; S. 110.
- 8 Kati Holloway: *Toxic masculinity is killing men: The roots of male trauma*. Auf [www.salon.com](http://www.salon.com) vom 12.6.2015.
- 9 Stephen Feller: *Study. Acting tough may be bad for men's health*. Auf [www.upi.com](http://www.upi.com) vom 23.3.2016.







**Stadt Zürich**  
Kultur



 **Kanton Zürich**  
Fachstelle Kultur

Der Verlag dankt der Stadt Zürich und dem Kanton Zürich für die freundliche Unterstützung dieses Projekts.

ISBN 978-3-98568-066-5

1. Auflage 2023

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2023

Umschlaggestaltung: Anke Fesel / bobsairport

Herstellung: Daniel Klotz / Die Lettertypen

Satz: Marco Stölk

Lektorat: Lotti Mischke

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

[www.kanon-verlag.de](http://www.kanon-verlag.de)